

MATTHIAS GRUBER

Die Einsamkeit  
der Ersten ihrer Art

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Jung und Jung, Salzburg

Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung, Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten

Umschlagbild: © Ewa Cwikla, Plastic Generation, 2018

Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-99027-280-0



JUNG  
UND  
JUNG

*Für Lisa und Andreas*

*Have you seen her dressed in blue?  
See the sky in front of you  
And her face is like a sail  
Speck of white so fair and pale  
Have you seen a lady fairer?*

*The Rolling Stones: She's A Rainbow*

01

AM BECKENGRUND

Ich stand vor dem Spiegel und probierte Lachmünder an. Kreisrund schnitt ich sie mit der Schere aus Mutters Modezeitschriften. Dann befestigte ich sie mit Klebestreifen an den Enden der blauen Strohhalme aus der Küchenschublade. Ich stellte mich vor den Kleiderschrank in meinem Zimmer, streckte den Arm aus und ließ die Münder, einen nach dem anderen, zu meinen werden. Im Spiegel hatte ich ein Lächeln mit sanft geöffneten Lippen. Ein lippenstiftrotes Lächeln für den Moment der Verführung und eines für kopfschüttelnde Vergebung. Ganz und gar vollkommene Lächeln und solche, die erst durch einen Makel zu etwas Besonderem wurden. Ein Lächeln für jeden Moment.

»Arielle«, sagte Mutter. Ich drehte mich um und sah sie in der Zimmertür stehen. Auf der Titelseite der Zeitschrift in ihrer Hand bewarb eine mundlose Frau die Trends für den Landhaussommer. »Das muss aufhören, Arielle«, sagte sie. »Weißt du, was diese Magazine kosten?«

Ich schüttelte den Kopf und ließ mein Strohhalmlächeln sinken.

»Viel«, sagte sie. »Sehr viel. Trotz der ganzen Werbung.« Ich betrachtete die Frau auf der Titelseite. Wo ihr Mund gewesen war, konnte man im Heftinneren ein Stück nackten Oberschenkel erkennen.

»Schluss damit«, sagte sie. »Kein Zerschneiden mehr. Verstanden?«

Ich nickte. Mutter ließ das Heft sinken und sah sich im Zimmer um. Ihr Blick streifte den leeren Bettbezug, den ich der Hitze wegen wie einen Schlafsack benutzte. Den Ventilator und die gefrorene Mineralwasserflasche. Den Lachmundstapel auf meinem Schreibtisch. Ich wartete darauf, dass ihr Zorn sich neu entzünden würde, aber das geschah nicht. »Das hier kannst du behalten«, sagte sie und ließ die Zeitschrift aus ihrer Hand auf mein Bett fallen. »Darin kannst du herumschnip-peln, so viel du willst.«

Später saß ich am Bettrand und blätterte durch Mutters Heft. Von den zerschnittenen Seiten starrten mich Models an, denen ich ihr Lächeln geraubt hatte. Hochglanzfotos ohne Mitte und ohne Bedeutung. Die Leute behaupteten, die Augen seien das Tor zur Seele, aber das stimmte nicht. Die Augen verrieten nichts. Ohne ihr Lächeln blieben die Frauen stumm. Stumm und ausdruckslos und ihrer selbst beraubt.

\*

Das handgeschriebene Namensschild neben der Klingel von Familie Fischer war ein Überrest aus anderen Zeiten. Hier lebte schon lange keine Familie mehr. Zuletzt war es nur noch Herr Fischer, und auch der war jetzt tot. Vater drückte auf den Messingknopf neben dem Schriftzug aus verblasster Tinte. Dann noch einmal und noch einmal. Als niemand öffnete, läuteten wir

so lange bei den anderen Türschildern, bis sich jemand erbarmte und die schwere Eingangstür aus Glas und Metall entriegelte. Seit das Gebäude mit all den Mietern an einen Investor verkauft worden war, kamen wir oft hierher, um einzusammeln, was die toten Rentner in ihren Wohnungen zurückließen. Wir fanden Bücher ohne antiquarischen Wert, alte Kleidung und Dinge, die in Schreibtischschubladen die Jahre überdauert hatten. Wir packten alles in Schachteln, verstaute sie in Vaters Kastenwagen und brachten sie auf den Müll. Sobald unsere Arbeit getan war, kamen die Handwerker, um Emaillewannen durch Regenwaldduschen zu ersetzen und Erinnerungen aus dem Fischgrätparkett zu schleifen. Ein paar Wochen später konnte man die Wohnungen stilvoll ausgeleuchtet auf den Webseiten der Immobilienbüros bewundern. Manchmal zeigte Vater mir die Anzeigen, wenn er abends vor seinem Computer saß. Er tat es mit einem Anflug von Werkstolz und fragte sich zugleich, wer die geforderten Summen für den Kauf solcher Objekte aufbringen konnte.

Oben war die Wohnungstür der Fischers nur angelehnt. Es war die letzte ihrer Art im dritten Stock, mit geschwungenen Zierleisten, einem großen Guckloch und einer Drehklingel aus Messing. Bald würde auch sie verschwunden sein. Die neuen Bewohner setzten auf Sicherheitstüren. Weiß und flach und undurchdringlich. Noch war es kein gutes Viertel.

Vater klopfte. Erst zögerlich, dann fester. In der Wohnung rührte sich nichts. Er blickte auf die Uhr an

seinem Handgelenk und schüttelte den Kopf. Schließlich zog er das zerkratzte Tastentelefon aus seiner Hosentasche und wählte die Nummer von Herrn Fischers Tochter. Ich konnte das Freizeichen an seinem Ohr hören, Augenblicke später begann in der Wohnung ein Telefon zu läuten. Die Melodie kannte ich aus der Werbung. Ein junges Paar saß auf einem schmalen Balkon und aß Pizza von einem Tisch mit kariertes Tischdecke. Erst am Ende des Spots stellte sich heraus, dass die beiden sich nicht über den Gassen einer italienischen Kleinstadt befanden, sondern an einer stark befahrenen Straße irgendwo in Deutschland.

Wir betraten die Wohnung und folgten dem Pizzalied durch den dämmrigen Flur, vorbei an Nippesfiguren auf Häkeldecken und Landschaftsgemälden in Holzrahmen. Vorbei an den Spuren, die Herr Fischer hinterlassen hatte. Wenn Menschen gingen, verschwanden sie nicht einfach. Jeder ließ etwas zurück, und Vater und ich kümmerten uns darum. Wir sammelten die Reste ein und schufen Platz für Neues.

Am Ende des Ganges hob die Melodie hinter einer verschlossenen Tür zur dritten Strophe an. Vater drückte die Klinke, machte einen Schritt ins Zimmer und blieb abrupt stehen. Ich spähte an ihm vorbei in den Raum.

»Wir haben geläutet«, sagte er zu der Frau, die am Fußende eines Ehebettes saß.

»Schon gut«, sagte die Frau. Eine Weile betrachtete sie das Telefon in ihrer Hand. Dann drückte sie eine

Taste, um aufzulegen. Das Pizzalied verstummte. Rings um sie herum lagen Kleiderstapel auf der Tagesdecke. Schubladen und Türen standen offen. In ihrem Schoß ruhte ein rotes Stück Stoff.

»Wir können später wiederkommen«, sagte Vater, obwohl das nicht stimmte. »Oder in der Küche anfangen.« Er nahm die Hand von der Klinke und trat zögerlich ein.

»Das ist nicht notwendig«, sagte Frau Fischer. Sie griff nach dem Stück Stoff und legte es zu den anderen Dingen auf die Tagesdecke. Dann stand sie auf und strich mit den Handflächen über die breiten Falten ihres Rocks. »Es ändert ja doch nichts.«

Vater nickte und sah sich um. »Bleibt das alles hier?«

»Fast alles«, sagte Frau Fischer. Sie blickte zu Boden und stieß mit der Schuhspitze gegen eine Sporttasche. »Es sind nur ein paar Dinge, die ich behalten will.«

»Dann kommen wir mit den kleinen Kisten nicht weit«, sagte Vater und drängte sich an mir vorbei zurück in den Flur, um die großen Schachteln aus dem Auto zu holen. Im Stiegenhaus hörte ich ihn zwei Stufen auf einmal nehmen.

»Du kannst mir mit der Vitrine helfen«, sagte Frau Fischer und deutete auf einen Schrank, durch dessen Glastüren Pokale und vergoldete Teller zu sehen waren. »Das Allerheiligste.« Sie bückte sich nach einer Rolle schwarzer Müllsäcke, drei Versuche waren nötig, um die Plastikfolie abzureißen. Dann öffnete sie die Vitri-

ne. Die Neonröhre sprang mit einem Klicken an und beleuchtete die Trophäen im Inneren. Gravierte Kelche und Medaillen an rot-weißen Bändern, dazwischen verblasste Urkunden. Eine Weile betrachtete Frau Fischer unentschlossen die Erinnerungsstücke, dann griff sie nach einem kleinen Bilderrahmen aus Holz. Das Foto darin zeigte einen untersetzten Mann mit kreisrunder Glatze und Schnurrbart, der von zwei Mädchen in Turnanzügen flankiert wurde. Der Mann hatte den Arm um die Schultern der Kinder gelegt, die beiden hielten ihre Medaillen in die Kamera und grinsten stolz. Einem der Mädchen fehlte ein Vorderzahn. Frau Fischer seufzte leise.

»Dann haben Sie die alle gewonnen?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und wischte mit dem Handballen über die Scheibe, obwohl darauf gar kein Staub lag. »Ich war, wie er gerne gesagt hat, sein größter Misserfolg.« Dabei verstellte sie ihre Stimme, um jemanden zu imitieren.

»Das tut mir leid«, sagte ich.

»Muss es nicht«, erwiderte Frau Fischer, »er hatte seine Erfolge.« Sie stellte das Bild zurück an seinen Platz und nahm einen der Pokale aus dem Schrank. »Ich glaube, in Wahrheit hat er sie immer als seine eigenen betrachtet«, sagte sie und ließ den Kelch in den leeren Müllsack fallen, sodass er mit einem dumpfen Geräusch am Boden aufschlug. Dann nahm sie einige Medaillen und einen vergoldeten Teller aus der Vitrine und warf auch diese hinein. So ging es eine Weile, bis sich in der

obersten Regalreihe nichts mehr befand als eine ordentlich zusammengelegte Trainingsjacke.

»Als Kind habe ich ihn überhaupt nur so gekannt«, sagte Frau Fischer. Sie faltete das Kleidungsstück auseinander und betrachtete es mit ausgestreckten Armen. Dann führte sie es an ihr Gesicht. »Sein Geruch ist immer noch da.« Sie ließ die Jacke sinken, als wäre es ihr unangenehm, dass ich sie dabei beobachtet hatte, und fuhr mit ihrer Arbeit fort. Im Inneren des schwarzen Müllsacks schlugen die Trophäen klimpernd aufeinander. »Kennst du das?«, sagte sie irgendwann. »Man ist eine Weile nicht zuhause, und wenn man zurückkommt, kann man für einen Moment die eigene Wohnung riechen.«

Ich schüttelte den Kopf und versuchte, mich an den Geruch unseres Hauses zu erinnern, aber es gelang mir nicht. Ich konnte mich an alles Mögliche erinnern, aber daran nicht.

»Als Kind habe ich das sehr gemocht«, sagte Frau Fischer. »Als könne man das eigene Leben einen Augenblick lang von außen betrachten.«

Ich blickte mich nach Vater um, aber es würde dauern, bis er von unten zurückkehrte. An der Wand neben dem Trophäenschrank hing das Bild eines Stabhochspringers. Es zeigte ihn am Scheitelpunkt seiner Flugbahn. Im Augenblick der Aufnahme war nicht zu erkennen, ob es ihm gelingen würde, das Hindernis zu überwinden. Frau Fischer ließ einen weiteren Pokal in den Müllsack fallen, die Vitrine war nun fast leer. Auf den Glasplatten hatten die Sockel der Trophäen Quad-

rate und Kreise hinterlassen. Nur das Foto der beiden Mädchen in ihren roten Turnanzügen stand noch da.

»Ist das Ihre Schwester?«, fragte ich und zeigte auf das Kind mit dem fehlenden Milchzahn.

Frau Fischer schüttelte den Kopf. »Wir haben zusammen trainiert.« Sie hob mit beiden Händen den Müllsack an, um zu testen, ob er reißen würde. Eine Glasscheibe knirschte im Inneren. »Als Kinder waren wir uns nah.« Sie griff ein zweites Mal nach dem Foto und betrachtete es eine Weile. »Später hat sie sich mir anvertraut. Da lag alles schon hinter ihr.«

Vor dem Fenster stakste eine Taube mit kratzenden Tritten über die Dachrinne und flatterte davon. Unten fiel die Tür ins Schloss. Vaters Schritte hallten durchs Stiegenhaus.

»Wenn ich danach hierhergekommen bin, war es anders«, sagte Frau Fischer. »Dieser Geruch. Richtig geekelt habe ich mich davor.« Sie ließ sich auf die Bettkante sinken und betrachtete den Bilderrahmen in ihrem Schoß. »Naja«, sagte sie, wie man etwas zur Seite legt, das schlecht gelungen ist. Als Vater den Raum betrat, ließ sie das Bild in den Müllsack fallen.

»Wir würden dann anfangen«, keuchte er.

»Sie können alles mitnehmen«, antwortete Frau Fischer und stand auf.

»Wir nehmen nur mit, was beweglich ist. Die schweren Teile holt später der Möbeltrupp.« Vater wischte sich mit dem Handgelenk über die Stirn, dann begann er, die perforierten Kartontafeln zu Schachteln zusammen-

zufalten. Dabei machte er wie immer einen Fehler und musste noch einmal von vorne anfangen.

Frau Fischer bückte sich nach der Sporttasche, stellte sie aufs Bett und legte das rote Stück Stoff hinein, das bei unserer Ankunft in ihrem Schoß gelegen war. Sie tat es sanft, wie man ein Kätzchen anfasst.

»Und die Pokale?«, sagte Vater und deutete auf den schwarzen Plastiksack, der offen neben der Vitrine lehnte. »Sollen wir die wirklich alle wegwerfen?«

Frau Fischer betrachtete die leere Vitrine und wandte sich dann ab, ohne die Frage zu beantworten. »Das muss Ihnen seltsam vorkommen.«

Vater sah sich ratlos um, als hätte er etwas Wichtiges übersehen.

»All diese Wohnungen zu durchstöbern.«

»Keine Sorge, wir nehmen nichts mit. Wir bringen die Sachen nur zur Entsorgung. Das steht auch so im Vertrag.«

»Ich mache mir keine Sorgen«, sagte Frau Fischer. »Sie würden hier ohnehin nichts mehr finden.« Sie zog den Reißverschluss zu und hängte sich den Gurt der Sporttasche über die Schulter. »Ich meinte nur«, sie dachte einen Augenblick nach, »es muss seltsam für Sie sein. Jeden Tag in fremden Leben zu wühlen.«

»Wissen Sie«, sagte Vater, während er weiter Schachteln zusammenfaltete, »die Arbeit ist eine Plackerei. Vor allem in den alten Häusern. Und bei dieser Hitze. Der Körper macht das nicht mehr mit, ab einem gewissen Alter.« Er fasste sich an die Hüfte.

»Aber Sie haben eine großartige Hilfe«, sagte Frau Fischer und lächelte in meine Richtung. Ich drehte mich weg, sodass ich mein Spiegelbild in der leeren Vitrine sehen konnte. Ohne Trophäen wirkte der Kasten viel kleiner. Die Rückwand war mit Silberfolie beklebt.

»Muss ich noch etwas unterschreiben?«, fragte Frau Fischer.

»Nein«, sagte Vater. »Wenn es für Sie so in Ordnung ist.«

Sie nickte und wandte sich zum Gehen. An der Tür machte sie noch einmal kehrt, kramte im Netz der Sporttasche nach ihrem Portemonnaie und reichte Vater einen Geldschein. Er nahm ihn entgegen und steckte ihn in die Hosentasche.

»Was stimmt nicht mit ihr?«, fragte Frau Fischer, als wäre ich gar nicht da.

Vater öffnete den Mund, sagte dann aber nichts.

Als sie gegangen war, sammelten wir alles ein. Wir luden die Kisten in den Lieferwagen und brachten sie zur Müllhalde. Wir verteilten die Dinge auf Container: Sperrmüll, Karton, Metall, Textilien, Holz und Elektrokleinteile. Was dann von Familie Fischer übrig war, warfen wir für 20 Cent das Kilo auf den Restmüll.

\*

»Die Rumänen werden immer aggressiver«, sagte Heinz und lachte ein Lachen, das auch ein Husten hätte sein können. »Wenn sie noch einmal in der Nacht kommen,

besorgen wir einen Hund. Oder eine Waffe.« Er ließ sich auf den Tresen sinken, an dem der Parteienverkehr abgewickelt wurde, und drückte auf den Einschaltknopf des Ventilators. Schweißgeruch wehte uns ins Gesicht.

»Mittlerweile haben sie es sogar auf den Bauschutt abgesehen«, sagte er zu Vater, während mein Blick durch das Büro der Müllplatzverwaltung wanderte. Ich sah die Ringe der Kaffeetassen auf Heinz' Schreibtisch, dahinter den Bildschirm, auf dem sich Frauen in Unterwäsche nach Dingen bückten.

»Hast du etwas hereinbekommen?«, fragte Vater und trat kaum merklich mit der Schuhspitze gegen den Tresen. Heinz ging in die Knie, kramte etwas hervor und stellte dann eine Kartonschachtel neben den feuchten Fleck, den sein Unterarm auf der Tischplatte hinterlassen hatte. In der Schachtel lagen Festplatten und USB-Sticks, ein Mobiltelefon mit kaputtem Display und eines mit einem Einhornsticker auf der Rückseite. Das Einhorn war rosa und sah aus, als hätte jemand zu oft mit dem Finger daran gekratzt.

»Irgendwann musst du mir das mit dem Computergeld erklären«, sagte Heinz, während er mit dem Daumen in der Nase bohrte. Sein Fingernagel war gelb und so groß, dass er fast nicht in das haarige Nasenloch passte. »Gestern war wieder etwas in den Nachrichten.«

»Ja«, sagte Vater und starrte in den Karton, als wäre er längst woanders. Er legte einen Zehner auf die Tischplatte und schob ihn mit der flachen Hand von sich

weg. Dann nahm er die Schachtel vom Tresen und stellte sie auf den Boden, wo Heinz sie nicht mehr erreichen konnte.

»Der Strom war auch schon wieder weg«, sagte Heinz und säuberte mit den Schneidezähnen seinen Daumen nagel. Mit der anderen Hand griff er nach dem Zehner und steckte ihn ein, ohne eine Quittung zu schreiben. Dann verschwand er in seinem Büro und kam mit zwei Bierdosen zurück.

»Gestern hat der Idelberger eine ganze Palette vorbeigebracht«, sagte er und reichte eine Dose über den Tresen.

»Hast du inzwischen mit ihm reden können?«, fragte Vater. Aluminium knackte. Heinz schüttelte den Kopf, während er den Schaum vom Dosenrand schlürfte.

»Ari«, sagte Aljosa leise und zupfte mich von hinten am Ärmel. Ich hatte ihn gar nicht eintreten gehört. »Komm mit«, flüsterte er. »Ich muss dir etwas zeigen.« Dann zog er mich an der Schulter nach draußen.

Unser Weg führte vorbei an alten Menschen, die aussahen, als würden sie nach etwas suchen, das jemand weggeworfen hatte, ohne um Erlaubnis zu fragen; vorbei an Männern, die sich freuten, wenn Dinge beim Aufprall kaputtgingen. Wir erklimmen auf allen Vieren einen Hang aus losem Mauerwerk, das unseren Schritten kaum Halt bot. An einer zerbrochenen Fliese funkelte der Regenbogenfisch. Als wir den Gipfel des Trümmerhaufens erreichten, klebte Staub auf Aljosas verschwitzten Armen, meine Haut war trocken wie immer.

Von hier oben konnten wir alles sehen: das Verwaltungsgebäude mit dem Kiesdach, in dem Heinz sein Büro hatte; dahinter die einstöckige Dienstwohnung, in der er mit Aljosa lebte; und gleich daneben der Sammelplatz mit den Containern, wo unentwegt Männer aus Autos stiegen, um ihre Schultern mit immer größeren Gegenständen zu beladen. Ich stellte mir vor, dass die schwere Arbeit ihre Körper so lange verformte, bis sie irgendwann den Schattenungetümen glichen, die wir von hier oben sahen. Nur Vaters Körper widersetzte sich der Verwandlung. Er blieb, wer er war: schmal und feingliedrig und nicht für diese Arbeit gemacht.

Früher war er zusammen mit Heinz in einem weißen Raum gestanden, um Computerchips auf Platinen zu kleben. Er hatte weiße Kleidung getragen, an der kein Staub haften blieb, und weiße Plastikbeutel über die Schuhe gezogen. Dann hatte das Werk geschlossen. Heinz fand Arbeit bei der Gemeinde, und Vater kaufte einen Kastenwagen, um auf eigene Rechnung Wohnungen auszuräumen. Er litt unter Rückenschmerzen, die nie wirklich verschwanden. Er behandelte sie mit Spritzen, die Mutter ihm in den Rücken injizierte, aber das half nicht. Und wenn doch, dann half es nie lange.

»Schau«, sagte Aljosa. »Dort drüben.« Er deutete mit ausgestrecktem Arm in die entgegengesetzte Richtung, weg von Heinz' Büro und den schwitzenden Männern an den Containern. Eine Weile begriff ich nicht, was er mir zeigen wollte, dann sah ich die Kleiderpuppen. Mit verrenkten Gliedmaßen standen sie am Fuß des Trüm-

merbergs. Wie eine Gruppe verirrter Touristen, die in der Fremde falsch abgebogen waren.

»Woher sind die?«, fragte ich.

»Ich habe sie gerettet«, sagte Aljosa, und dass er den ganzen Nachmittag gebraucht habe, um die Puppen aus den Sperrmüllcontainern hierherzutragen, in jenen abgelegenen Teil des Müllplatzes, den außer uns nur selten jemand betrat. »Komm«, sagte Aljosa und nahm mich an der Hand. »Wir kleiden sie ein.«

Unten angekommen brachten wir die Puppen erst einmal in Sicherheit. Dann liefen wir zur Textilpresse und schleiften prall gefüllte Säcke mit Kleidung durch den Staub in Aljosas Studio. Er nannte es so – das Studio –, obwohl es doch viel eher an eine Theatergarderobe erinnerte, in der Tänzerinnen sich auf ihre Auftritte vorbereiteten. Zumindest stellte ich es mir so vor. Jedes Mal, wenn Vater mich auf den Müllplatz mitnahm, hatte Aljosa dem Studio etwas hinzugefügt: eine elektrische Trockenhaube, einen Koffer mit vertrockneten Nagellackfläschchen oder einen alten Friseursessel, aus dessen Sitzfläche Watte quoll. Sogar einen echten Theaterspiegel mit einem Kranz aus Glühbirnen gab es. Der Spiegel war das einzige, das Aljosa von den Sachen seiner Mutter hatte retten können, den Rest hatte Heinz eines Tages auf den Müll geworfen, während sein Sohn in der Schule war. Als Aljosa nach Hause kam, war alles fort gewesen. Außer der Spiegel.

Die Regeln des Wettbewerbs waren einfach: Jeder von uns durfte fünf Puppen ankleiden, dann ließen wir

sie gegeneinander antreten. Im Fersensitz hockten wir auf dem staubigen Boden und bewerteten sie mit Punkten, wie die Juroren im Fernsehen. Meine Puppen machten sich schlecht. Im Gegensatz zu denen von Aljosa fehlte ihnen Outfits jede Raffinesse, und nach der zweiten Runde waren sie alle ausgeschieden. Aljosas Puppen dagegen sahen aus, als hätte ein großer Designer sie eingekleidet. Eines der beiden Modelle, die es bis ins Finale geschafft hatten, trug einen efeu-grünen Plisseerock und dazu eine hochgeschlossene, weiße Bluse. Die zweite Puppe trug einen cremefarbenen jumpsuit mit knallgelbem Bananenprint, dazu Sportsocken und Turnschuhe mit einer sehr hohen Sohle. Aljosa sagte Dinge wie: »Das haben wir alles schon einmal gesehen, aber nicht in dieser Ehrlichkeit«, oder: »Dort, wo Mode gelingt, kehrt sie unser Innerstes nach außen.« Dabei blieb er sehr ernst, und ich dachte, dass er eines Tages wirklich im Fernsehen auftreten würde. Am Ende gewann die Puppe mit dem grünen Rock. Wir einigten uns darauf, dass ihr Outfit gerade durch seine Schlichtheit Horizonte öffnete, und freuten uns über ihren Triumph.

Später nahmen wir die Kleidungsstücke, die uns am besten gefielen, und probierten sie selbst an. Aljosa trug ein rotes Wickelkleid mit schwarzen Punkten, dazu Schuhe mit hohen Absätzen, die seine Beine noch länger erscheinen ließen. Mühelos stolzierte er auf Trümmern umher und schoss Fotos, während ich vergeblich nach etwas Passendem für mich suchte.